Leseprobe

Josef Huerkamp/Georg Meyer-Thurow

»Die Einsamkeit, die Natur und meine Feder, dies ist mein einziger Genuß«

Christian August Fischer (1771-1829) – Schriftsteller und Universitätsprofessor

AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2001

Abbildungen auf dem Umschlag:
Siegel Fischers auf einem Brief an den Verleger Johann Friedrich Cotta vom 22.6.1820.
Unterschrift Fischers vom 7.8.1827 unter einen Mitarbeitervertrag der Hinrichschen Buchhandlung.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
der Universität Bielefeld

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Huerkamp, Josef
»Die Einsamkeit, die Natur und meine Feder, dies ist mein einziger Genuß«. Christian August Fischer (1771-1829) – Schriftsteller und Universitätsprofessor / Josef Huerkamp/Georg Meyer-Thurow. – Bielefeld : Aisthesis Verl., 2001
(Bielefelder Schriften zur Linguistik und Literaturwissenschaft ; Bd. 15)
ISBN 3-89528-307-X

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2001
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, gw@geisterwort.de
Alle Rechte vorbehalten

Print ISBN 978-3-89528-307-9
E-Book (PDF) ISBN 978-3-8498-1697-1
www.aisthesis.de

INHALT

Einleitung 9

1. Arno Schmidts Wiederentdeckung des „nicht uninteressanten Chr. Aug. Fischer“ 9
2. Zu Forschungsstand und Anlage der Arbeit 17

I. Fischer als Kind und Mündel, 1771-92 24

In Leipzig und um Leipzig herum

1. Leipziger Kindheit, 1771-82 24
2. Schulzeit in Borna und Merseburg, 1782-88 38
3. Studienjahre und schriftstellerische Fingerübungen, 1788-92 50

II. Erste Reiseerfahrungen, 1792-94 67

In die französische Schweiz und einen Teil Frankreichs

1. Reisewege und Reiseabsichten 67
2. Zeitzeuge der Revolution in Genf 78

III. Hofmeister, Schriftsteller oder Handelsmann, 1794-96 87

Von Leipzig nach Riga

1. Suche nach einem Brotberuf 87
2. Schriftstellerische Erprobungen: vom Roman bis zum Reisebericht 100
3. „Product eines rasenden Jacobiners“? Zeitkritik in Biographie und Fabel 114

IV. Die große Spanien-Reise, 1796-98 125

Einmal Cadiz und retour

1. Reisestationen 125
2. Die Erfahrung der Fremde: Über Religiosität und Sinnlichkeit ... 137

V. Fruchtbare Zeiten als freier Schriftsteller, 1798-1803 149

Dresdner Jahre

1. Der „spanische Reisende“ Dr. Fischer: Erfolgsschriftsteller und Bücherfabrikant 149
2. Des Autors Alter ego: Althings populäre „Schlüpfrigkeiten“ 169
3. Der fleißige Rezensent: Mitarbeiter an Friedrich Nicolais NADB 182
4. „Über den Umgang der Weiber mit Männern“ oder: Leben mit Madame Christiani 197
5. Die Kapitulation: Abschied vom Dresdner Schriftstellerleben 208

VI. Neue Reisen, neue Lebenspläne, 1803/04 217

Über Südfrankreich in den Süden Deutschlands

1. „Literarischer Schiffbruch“ im Süden Frankreichs 217
2. Auf Stellensuche in Heidelberg: Der „LegationsRath“ Fischer 223
3. „Wirklich einmal an meiner Stelle“. Die Berufung an die Universität Würzburg 1804 231

VII. Professor der „Cultur-Geschichte und der schönen Wissenschaften“ 245

Würzburg, 1804-09

1. Fischers Leiden an Würzburg 245
2. Der Hochschullehrer 256
3. Der Schriftsteller und der Büchermarkt 268
4. „Bis zum Drollichen wüthig“. Fischer contra Schelling 276

VIII. „Festgebannt“ im Ruhestand 290

Würzburg, 1809-15

1. „Sieg einer würzburgischen Pfaffenparthei“. Der unfreiwillige Pensionär 290
2. Der Publizist in Diensten Johann Friedrich Cottas 297
3. Mit „diesem heillosen Weibe“. Kurze Ehe und langer Ehezwist 310
4. Ein spätes Selbstporträt und die täglichen Nöte 328

IX. Verlorene Kämpfe 337

Würzburg, 1815-24

1. Wiederanstellung und erneute Entlassung, 1815/16 337
2. Unruhiger Ruhestand eines „literarischen Einsiedlers“ 353
3. Federkrieg mit der Obrigkeit:
   Fischer wider den Freiherrn von Lerchenfeld 369
4. Unrühmlicher Abgang: Festungshaft 1822-24 398

X. Letzte Lebensstationen, 1824-29 407

Bonn, Frankfurt/M. und Mainz

1. Leben vom „Ertrag der Feder“ 407
2. Bitterarmes Ende: Nachlaß eines Schriftstellerlebens 426

Nachwort 431

Anhang A:

Christian August Fischer.
Kommentierte Bibliographie seiner Schriften 434

Anhang B:

1. Verzeichnis ausgewählter Abkürzungen 457
2. Quellenverzeichnis 458
   2.1 Überlieferte Briefe Fischers 458
   2.2 Verzeichnis benutzter Archivalien 465
3. Literaturverzeichnis 470
4. Abbildungsverzeichnis 475
5. Personenregister 479

EINLEITUNG

1. ARNO SCHMIDTS WIEDERENTDECKUNG DES „NICHT UNINTERESSANTEN CHR. AUG. FISCHER". Lange war er so gut wie verschollen, allenfalls ein paar bibliophilen Spezialisten dürfte er in den Anfangsjahren der Bundesrepublik noch etwas bedeutet haben. Sammler von frühen Reisebeschreibungen suchten seine Werke, und ein paar Liebhaber erotischer Literatur, deren Interesse bis ins 18. Jahrhundert zurückreichte, wußten, wer sich hinter dem Pseudonym Christian Althing versteckt hatte: kein anderer als Christian August Fischer.[1]

An der allgemeinen Vergessenheit änderte sich wesentlich nichts, als Fischer für einen kurzen Moment aus dem Dunkel der Geschichte trat. Im Dezember 1956 erschien eine eher unscheinbare Geschichte Arno Schmidts mit dem Titel „Tina oder über die Unsterblichkeit"[2]. Fischer durfte darin neben dem Ich-Erzähler und der Titelfigur eine weitere Hauptrolle spielen. Aber dies „Capriccio", als das Schmidt sein Prosastück in Anlehnung an E.T.A. Hoffmann bezeichnete[3], erschien in Max Benses auflagenschwacher, ziemlich kurzlebiger Zeitschrift „Augenblick" und galt, wenn es denn überhaupt gelesen wurde, lange noch als schnurriges Nebenwerk eines Schriftstellers, der zu dieser Zeit nicht einmal mit seinen Büchern bei einem größeren Publikum Resonanz fand.

Das Titelzitat sowie das auf dem Einband abgebildete Siegel aus Briefen Fischers an den Verleger Johann Friedrich Cotta v. 4.1. bzw. 22.6.1820. Dazu unten S. 463. Zu dem auf dem Einband reproduzierten Autographen vgl. unten S. 419. Die Zitate im Inhaltsverzeichnis sind in den entsprechenden Kapiteln ausgewiesen. Alle Werke Fischers werden im folgenden jeweils mit einem Kurztitel zitiert. Zahlen in eckigen Klammern verweisen auf die vollständige Titelaufnahme in der Bibliographie im Anhang.

1 Im „Jahrbuch der Auktionspreise für Bücher, Handschriften und Autographen", dessen erster Band (Hamburg: Dr. Ernst Hauswedell & Co.) für 1950 erschien, finden sich Titel Fischers seit 1951.

2 Arno Schmidt, Tina oder über die Unsterblichkeit, in: Max Bense (Hg.), Augenblick. Zeitschrift für aktuelle Philosophie, Ästhetik, Polemik 2 (1956), Hft. 4, S. 13-28. Die heute maßgebliche (hier im folgenden zitierte) Ausgabe des Textes in: Arno Schmidt, Bargfelder Ausgabe. Werkgruppe I, Bd. 2 (= BA I, 2), Zürich 1986, S. 165-87.

3 Vgl. E.T.A. Hoffmann, Prinzessin Brambilla. Ein Capriccio nach Jakob Callot, Breslau 1821.

Mitte der Fünfziger Jahre war sich Arno Schmidt dieser Malaise nur allzu schmerzlich bewußt. Nicht allein an der ausbleibenden Anerkennung als innovativer Prosakünstler hatte er zu leiden, noch drückender empfand er die ökonomischen Konsequenzen seines anhaltenden Mißerfolges. Als er obendrein wegen seiner 1955 erschienenen Erzählung „Seelandschaft mit Pocahontas" mit einer juristischen Klage überzogen wurde, in der ihm nach den §§ 166 und 184.1 des Strafgesetzbuches Pornographie und Gotteslästerung vorgeworfen wurden[4], stand im Sommer 1955 sein Entschluß fest: Er wollte seine erst 1949 begonnene Schriftsteller-Existenz beenden. Allerdings gedachte er nicht, sang- und klanglos abzutreten und verfaßte daher sein Capriccio „über die Unsterblichkeit" als satirisch-sarkastischen Abgesang auf die eigenen verfehlten Ambitionen.

Diese resignative Tendenz kommt in der phantastischen, mit romantischen Elementen und grotesken Situationen versetzten „Tina"-Geschichte zum Ausdruck. In Darmstadt, wo Schmidt von September 1955 bis November 1958 wohnte, begegnet dem autobiographisch gezeichneten Erzähler ein Mann, der sich bald als der längst verstorbene Christian August Fischer entpuppt.[5] Der Redivivus überredet ihn zu einem Besuch in der unterirdischen Welt, einer Art Elysium, das sich aber bei der Inspektionsreise als unheimliches Totenreich herausstellt. Hier sind nämlich alle verstorbenen Menschen dazu verdammt, so lange weiterzu'leben', wie ihr Name in der oberen, der realen Welt noch genannt wird und geschrieben, gedruckt oder elektromagnetisch gespeichert nachweisbar ist.

Die Unsterblichkeit erweist sich als quälend lange, totzuschlagende Zeit ohne absehbares Ende. Am furchtbarsten trifft dieses Schicksal, in (eben nicht) tödlicher Langeweile ausharren zu müssen, die Schriftsteller, deren Ehrgeiz, mit ihrem Werk „unsterblich" zu werden, sich nun hart bestraft findet. Kein Wunder, daß sie sich, wie Fischer, allesamt nach

---

4 In: Alfred Andersch (Hg.), Texte und Zeichen. Eine literarische Zeitschrift 1 (1955), S. 9-53. Dokumentation des (dann eingestellten) Verfahrens in: Jan Philipp Reemtsma und Georg Eyring (Hg.), In Sachen Arno Schmidt ./., Prozesse 1 & 2, Zürich 1988, S. 97-191.

5 Dieses Erzählmotiv hat Schmidt bei E.T.A. Hoffmann gefunden und zwar in dessen erster Erzählung: Ritter Gluck. Eine Erzählung aus dem Jahre 1809. Auch hier begegnet der Erzähler (in einer realistisch geschilderten Berliner Umgebung) dem längst verstorbenen Komponisten (1714-1787). Dazu Thomas Körber, Arno Schmidts Romantik-Rezeption, Heidelberg 1998, S. 77.

nichts mehr sehnen, als ihren Namen endgültig von der Erde getilgt zu wissen, weil sie erst dann „in Ruhe tot“ sein dürfen.[6]

Für die effektvolle Inszenierung der Desillusion Arno Schmidts bedurfte es neben einer geeigneten Geschichte auch eines passenden Protagonisten, den er – wie in allen seinen Kurzromanen – schlicht zu erfinden ablehnte. Es galt, einen Vertreter aus der Literaturgeschichte zu finden, der in seiner Zeit als Autor hinlänglich berühmt gewesen, aber in Schmidts Gegenwart schon so gut wie vergessen war, so daß kaum jemand sich seiner zu erinnern wußte. So ließ sich am historisch verbürgten Beispiel eines in Vergessenheit geratenen Schriftstellers und dessen Verwandlung in eine fiktionale, an ihrer Unsterblichkeit verzweifelt leidende Figur am besten demonstrieren, wie unsinnig, ja wie verhängnisvoll sein utopischer Selbstentwurf vom „unsterblichen“ Künstler war.

Am Beispiel eines kaum noch erinnerten Autors ließen sich zugleich sehr viel plausibler dessen Bemühungen darstellen, die letzten vorhandenen Namensspuren, die seine Existenz in der Welt hinterlassen hatte, auszulöschen. Für diesen Zweck kamen die allbekannten wirklich „Großen Männer“, mitsamt ihrer langen und breiten Wirkungsgeschichte, nicht in Frage. Die hatten eben „*gar keine Chancen*“[7].

Einer dieser allzu berühmten, von Schmidt von Jugendzeiten an geradezu verschlungenen Autoren war James Fenimore Cooper, Verfasser der „Lederstrumpf“-Abenteuer und von Schmidt, der seine historischen Arbeiten über die entstehenden Vereinigten Staaten Nordamerikas hoch schätzte, innig verehrt.[8] Fast gleichzeitig mit der Arbeit an der „Tina“ verfaßte Schmidt einen Radio-Dialog über den Amerikaner, suchte bei dieser Gelegenheit nach frühen deutschen Cooper-Ausgaben und stieß so erstmals auf den Namen Christian August Fischer, da dieser als Herausgeber auf den Titelblättern einer der frühesten und umfangreichsten deutschen Werkausgaben Coopers prangte, die seit 1826 bei Sauerländer in Frankfurt/M. (in schließlich 258 Bänden) erschienen.[9]

---

6 Schmidt, Tina, S. 175.

7 Ebd., S. 172.

8 Vgl. Arno Schmidt, Aus dem Leben eines Fauns (Hamburg 1953), mit zahlreichen Cooper-Zitaten; hier bekennt der Erzähler: „um Cooper kann ich heute noch weinen“. BA I, 1, S. 374.

9 Die von Schmidt begehrte Ausgabe wird in der „Tina“ erwähnt (S. 174). In der Erzählung tritt Cooper auf (S. 173f.). Nach der Logik der Geschichte müssen sich Fischer und der Erzähler vor dem wütenden Autor verstecken, weil sie für sein längeres ‘Nachleben’ mitverantwortlich sind. Zur Entste-

Unverhofft begegnete Schmidt just in dieser Zeit Fischer ein zweites Mal, und zwar bei Jean Paul. Der hatte in seiner „Vorschule der Ästhetik“ unter der Rubrik „sinnliche Liebe“ den Erotiker Christian Althing alias Christian August Fischer so derb-kritisch aufs Korn genommen, daß Schmidt aufmerkte: ein heimlicher Erotiker hier, „das wohl bestgewahrte Pseudonym aller Zeiten“, wie Schmidt zu Unrecht glaubte, und ein seriöser Publizist da, das entzündete seine Phantasie.[10]

Beide Lesefrüchte veranlaßten Schmidt, dem „nicht uninteressanten Chr. Aug. Fischer“[11] einmal nachzuspüren. Und er hatte Glück. In der Darmstädter Bibliothek fand er in Heinrich Eduards Scribas „Biographisch-Literarischem Lexikon der Schriftsteller des Großherzogtums Hessen im 19. Jahrhundert“, einen Artikel über Fischer.[12] Das war insofern ein glücklicher Fund, als jener nur die allerletzten (nicht einmal ganz drei) Jahre seines Lebens im damals hessischen Mainz verbracht hatte und deswegen ins Lexikon geraten war. Bei Scriba fand sich kaum mehr als ein knapper Abriß von Fischers Leben, doch Schmidt waren diese spärlichen Informationen interessant genug, um sich zu entscheiden. Althing-Fischer sollte ihm als Titelfigur der geplanten Erzählung dienen. Er tippte den Scriba-Artikel ab, ergänzte und korrigierte ihn, wenn er weitere Hinweise fand, und nahm ihn zu den Arbeits-Unterlagen seiner neuen (angeblich letzten) Geschichte.[13]

---

hungsgeschichte der „Tina“, Schmidts gleichzeitiger Arbeit am „Cooper“-Dialog und seinen Bemühungen um die zunächst von Fischer herausgegebenen Bände der Sauerländer-Ausgabe vgl. Josef Huerkamp, „Satyrsprünge“. Arno Schmidt mit seinem Capriccio „Tina oder über die Unsterblichkeit“, Darmstadt 1997, S. 160-225. Zu Fischers Ausgabe der Werke Coopers vgl. unten S. 412f.

10 Jean Paul, Vorschule der Ästhetik, nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteien der Zeit (1804), in: Jean Paul. Werke in zwölf Bänden, hrsg. v. Norbert Miller u.a., Bd. 9, München 1975, S. 7-456; zu Althing: S. 433; das Zitat: Arno Schmidt, Werwölfe, (damals unveröffentlichtes Feuilleton, verfaßt ca. ein Vierteljahr nach der „Tina“-Niederschrift), in: BA III, 3, S. 292-94, S. 294.

11 Arno Schmidt, Nachwort zu: James Fenimore Cooper, Conanchet oder die Beweinte von Wish-Ton-Wish (übers. von Arno Schmidt), Stuttgart 1962, S. 682.

12 2 Bde., Darmstadt 1831/43. Der Fischer-Artikel in Bd. 2, S. 220-23.

13 Das Original des Exzerptes mit handschriftlichen Ergänzungen im Archiv der Arno Schmidt Stiftung Bargfeld. Ein Faksimile in: Huerkamp, „Satyrsprünge“, S. 36. Dort (S. 33f. und 38f.) auch ausführlicher zur Entstehung des Textes.

Im ersten handschriftlichen Manuskript lautete deren Überschrift: „Althing oder über die Unsterblichkeit“. Bei der Überarbeitung ersetzte Schmidt Althing durch „Tina“, Kurzform des Vornamens einer Mainzer Schriftstellerin, Kathinka Halein-Zitz, 1801 geboren, ebenfalls von Schmidt bei Scriba gefunden. Als Motto setzte Schmidt dazu: „In Althings Manier“.

In ironischer Wendung reflektierte dieses Motto noch einmal den eigentlichen Anlaß seiner Geschichte. Denn Schmidt wußte, daß der Name Althing Anfang des 19. Jahrhunderts tatsächlich „in gewissen Kreisen zum Begriff“ geworden war und „daß man noch Jahrzehnte später“, um Büchern „mehr Absatz zu sichern, auf dem Titelblatt anzukündigen pflegte: ‘Geschichte in Althings Manier’.“[14] Aber den Verzicht auf die Fortsetzung seiner ebenso anstrengenden wie bis dato vergeblichen Arbeit als Prosakünstler anzuzeigen, das war ja gerade die Absicht dieser resignativen Erzählung vom unerträglichen schein-‘elysischen’ Nachruhm gewesen. Für die Fassung des Erstdrucks tilgte Schmidt auch noch den letzten Hinweis auf Althing im Titel. Davon unberührt blieben die Tendenz der Erzählung wie Fischers wichtige Rolle darin.

Um Leben und Werk Althing-Fischers sollte sich Schmidt nicht mehr intensiv bemühen. Zwar blieb er selbst nach Vollendung der „Tina“ an seiner Darmstädter Entdeckung interessiert. Als sich 1958 die Gelegenheit zu einem Zweitdruck ergab, fügte er aus breit gefächerter Lektüre (im weiten Umfeld seiner Biographie des Romantikers Friedrich de la Motte Fouqué) ein paar Fundstellen mit Fischer-Bezügen in den sonst nicht überarbeiteten Text ein. Der Schweizer Historiker Johannes von Müller gehörte dazu, Lorenz Okens Zeitschrift „Isis“ und Christian Dietrich Grabbe.[15]

Doch weitere biographische Nachforschungen (im nicht weit entfernten Mainz etwa) stellte er nicht an. Auf diese Weise bewahrte sich Schmidt größtmögliche Freiheit bei der Gestaltung der fiktionalen Fischer-Figur. Die vorgefundenen biographischen Splitter reichten ihm völlig aus zur Anlage eines recht eigenwilligen Porträt-Mosaiks, das in literarischer Identifikation die unaufhebbare Distanz zur geschichtlich verbürgten Person schlicht einzog. Christian August Fischer konnte und wollte Schmidt auf diese Weise wohl nicht gerecht werden.

---

[14] Schmidt, Werwölfe, S. 294.

[15] Vgl. Arno Schmidt, Dya Na Sore. Gespräche in einer Bibliothek, Karlsruhe 1958, S. 392-425, S. 404 (= BA I, 2, S. 174).

Da sich Fischer als bayerischer Staatsdiener mit seiner Obrigkeit angelegt hatte und wegen Ministerbeleidigung zu Festungshaft verurteilt worden war, glaubte Schmidt, dem als notorischem Kritiker der Adenauer-Zeit, von der Justiz verfolgt, ein ähnliches Schicksal bevorzustehen schien, in ihm einen wesensverwandten Widerstandsgeist gefunden zu haben.

Mit dem Wissen, daß der katholische Klerus den protestantischen Professor Fischer von der Universität Würzburg vertrieben hatte, stilisierte ihn Schmidt flugs zum „konfessionellen Märtyrer“[16]. Hatte er doch selbst Grund genug, sich unter der schwebenden Anklage der „Gotteslästerung“ ebenfalls als religiös Verfolgter zu sehen. Wenn sich darüber hinaus Fischer, als literarisches Geschöpf Schmidts, dazu bekennt, „Atheist“[17] zu sein, wird überdeutlich, wie der Erzähler Fischers Porträt, unbekümmert um die historische, religiös eher indifferente Person, eigene Züge verleiht.

Ähnlich problemlos konnte Schmidt auch die Anverwandlung Althings gelingen, denn schließlich sah er sich selber mit dem Vorwurf der Pornographie konfrontiert. Wenn Fischer-Althing sich in der „Tina“-Erzählung verteidigt: Es „war stets meine Art, die Dinge präzise zu benennen – auch die bisher so verlogen=vernachlässigte Fäkal= und Urogenitalsphäre,“ dann plädiert hier der ‘Realist’ Arno Schmidt für sich und seine vermeintlich tabulose literarische Beschreibung des schicklicherweise ‘Unsagbaren’[18].

Und wirklich: „Warum soll das nicht *gesagt* werden, was alle Tage *gethan* wird?“, hatte auch Fischer einmal gefragt. Nur hielten Althings erotische Werke nicht, das hätte schon eine allererste Lektüre ergeben, was diese Frage versprach. Althing-Fischer war nicht jener Verfasser „übelster, schlüpfrigster Scharteken“[19], für den ihn mancher Zeitgenosse, Literaturhistoriker und auch Arno Schmidt hielten.

Kurz: Nach einem historisch mehr oder weniger getreuen Porträt Fischer-Althings stand Schmidt bei seiner Erzählung nicht der Sinn. Im Rückgriff auf ein paar geschichtliche Daten und Fakten ließ er in Fischer-Althing seinen eigenen Wiedergänger auftreten. Diese Figur des Doppelgängers ist aber alles andere als ‘realistische’ Schreibtradition, son-

---

16 Schmidt, Werwölfe, S. 294.
17 Schmidt, Tina, S. 168.
18 Ebd., S. 176.
19 Schmidt, Werwölfe, S. 294. Zum Fischer-Zitat siehe unten S. 109.

dern ein von Schmidt immer wieder bemühtes, insbesondere bei E.T.A. Hoffmann und Jean Paul vorzufindendes romantisches Erzählmotiv, was für ihn allerdings keinen Widerspruch darstellte.[20]

Ein anderer Widerspruch ist freilich in der „Tina" zu entdecken, daß nämlich der Erzähler gegen den erklärten Willen seiner mitspielenden Figuren handelt, indem er seinen Bericht aus der Unterwelt schreibt, wo ihnen doch an nichts mehr gelegen ist, als daß ihr Name endlich vergessen würde. Aber diese fiktionale Volte gibt recht genau die Absicht ihres Autors wieder, der sich vorgenommen hatte, die eigene Kunst-Produktion aufzugeben, und zwar zu Gunsten schnell und gut dotierter feuilletonistischer Arbeiten für Zeitung und Radio. Und auf diesem Felde war er dann nicht nur ökonomisch zunehmend erfolgreich, sondern konnte dem Publikum nach und nach eine Menge fast oder ganz vergessener Gestalten der (Literatur-)Geschichte nahebringen. So wie Christian August Fischer eben, mit dessen (in Fiktion eingebundener) Vorstellung Schmidt uns den Anlaß lieferte, sich erneut mit diesem wirklich „nicht uninteressanten" Mann zu beschäftigen.

Wozu sich Schmidt nicht entschließen konnte, das war die Lektüre der Werke von Fischer alias Althing. Gelesen hat er wohl nichts von ihm, er besaß kein einziges Buch von Fischer. Und so war unvermeidlich, daß er manchen Irrtümern aufsaß, wenn er unvorsichtigerweise Althing-Schriften anführte. Da begegnen dann befremdliche Fehler.[21]

Dabei hätte er in Fischers Büchern manchen Fund machen können, der ihm hochwillkommen gewesen wäre. Vor allem Fischers einstmals berühmtes Markenzeichen, den kurzen und prägnanten „Styl" in Landschaftsbeschreibung oder Situationsschilderung hätte der dezidierte

---

[20] Am Beispiel Ludwig Tiecks entfaltet Schmidt seinen (damaligen) Romantik-Begriff: „Die Romantik […] ist vielmehr der Ausdruck des verwegensten Realismus in Lebensführung und Kunst." Arno Schmidt, Funfzehn. Vom Wunderkind der Sinnlosigkeit (Radio-Dialog über Ludwig Tieck), in: BA II, 2, S. 302f.

[21] Vgl. Dieter Gätjens, Die Bibliothek Arno Schmidts. Ein kommentiertes Verzeichnis seiner Bücher, Zürich 1991. Von den drei Althing-Titeln, die Schmidt im Erstdruck der „Tina" (S. 18) anführt, ist keiner korrekt zitiert: die „Erotischen Novellen" heißen „Erotische Schriften"; die „Gedichte der 7 Säcke" sollten eine „Geschichte der sieben Säcke" sein und „Der Geliebte von 11 000 Mädchen" ist ein Althing-Fischer zugeschriebenes, von ihm nicht verfaßtes Werk. Zur Buchproduktion Fischer-Althings vgl. hier Kap. V.2.

Sprachmodernisierer, dem es seinerseits in der Prosa auf „magerste, trainierste Formen“[22] ankam, genießen können.

Freudig überrascht wäre er z.B. auf einen kleinen Aufsatz Fischers gestoßen: über eben jenen antiken Seefahrer Pytheas von Massilia, den Schmidt zur autobiographisch überformten Hauptfigur seiner allerersten publizierten Erzählung („Gadir“, 1949) gemacht hatte oder auf den Namen des Astronomen Johann Hieronymus Schröter, von dessen Leben und Werk Schmidt zur „Tina“-Zeit so fasziniert war, daß er ihn in den Mittelpunkt eines lange geplanten (nie zustande gekommenen) Romans stellen wollte. Sogar eine kleine Episode seiner „Tina“-Erzählung, die „Fluchviertelstunde“, in der Schmidt seine Hauptfiguren täglich Biographen, Rezensenten u.a. haßerfüllt verdammen läßt, hätte er bei Fischer (in sehr viel derberer Form) vorformuliert finden können.[23]

Hätte Arno Schmidt zudem dessen 1799 erschienenes Hauptwerk „Reise von Amsterdam über Madrid und Cadiz nach Genua in den Jah-

---

[22] Arno Schmidt, Das steinerne Herz. Historischer Roman aus dem Jahre 1954 nach Christi (Karlsruhe 1956). BA I, 2, S. 88.

[23] Vgl. Fischer, Über die Schiffahrten des massilianischen Astronomen Pytheas, in: ders., Briefe eines Südländers [43], S. 225-32. Schmidts Informationen über Pytheas hatte er aus einem Werk des Historikers Konrad Mannert gewonnen (Geographie der Griechen und Römer aus ihren Schriften dargestellt, Nürnberg 1799, Tl. I, S. 73-86), der seit 1804 Professorenkollege Fischers in Würzburg war. „Schröters astronomische Schriften“ fand Fischer in der Genfer Staatsbibliothek, vgl. ders., Über Genf [10], S. 145. Zu Schmidts geplantem Schröter-Roman vgl. Bernd Rauschenbach (Hg.), Arno Schmidts Lilienthal 1801, oder Die Astronomen. Fragmente eines nicht geschriebenen Romans, Zürich 1996. Fischers Interesse an der Astronomie beruhte auf seiner Bekanntschaft mit dem Astronomen Freiherr Franz Xaver von Zach. Zur „Fluchviertelstunde“: Schmidt, Tina, S. 182. Fischers derbdrastisches ‘Vorbild’ findet sich in: ders., Katzensprung [57], S. 169f.: „Nach dem Sturze ihres Mannes äußerte sich ihr Haß gegen den angeblichen Hauptgegner desselben auf eine sehr komische Art. Wenn nämlich ihre Wuth auf’s Höchste gestiegen war, so nahm sie ein Bildniß dieses ihres Todfeindes, eilte damit auf den Abtritt, entblößte sich, zeigte demselben den Theil, der sich immer am ersten setzt, und ergoß sich dabey in Schmähungen, die unwiederholbar sind. Nachdem sie dieses eine Viertelstunde u.s.w. getrieben hatte, endigte sie mit einer materiellen Explosion ihres ‘Wuthstoffes’ und kehrte dann beruhigt in ihr Zimmer zurück“. Die Rede ist von der Gräfin von Montgelas, Frau des im Februar 1817 gestürzten bayerischen Staatsministers.

ren 1797 und 1798“ nicht nur gnädig gelobt („sein Spanienbuch ist wahrhaft bemerkenswert“[24]), sondern auch gelesen, hätte er dessen letzten Satz mit Genugtuung zur Kenntnis nehmen können: „Ach! die ihr von Ewigkeit träumt, und von Unsterblichkeit, schwache, hinfällige Menschen! Leset die Geschichte, und werdet bescheiden!“[25]

2. ZU FORSCHUNGSSTAND UND ANLAGE DER ARBEIT. In zeitgenössischen deutschen Konversationslexika kommt der Name Christian August Fischer nicht mehr vor. „Kindlers Literatur Lexikon“, das die Weltliteratur erfaßt, nennt ihn nicht. Es hieße wohl auch, Person und Œuvre und beider Wirkungsgeschichte zu überschätzen, wollte man dort nach ihm suchen. Gero von Wilperts und Adolf Gührings Bibliographie der „Erstausgaben Deutscher Dichtung“ führen ihn weder in der ersten (1967) noch in der zweiten (1992) Auflage an. Nur in Wilhelm Koschs „Deutschem Literatur-Lexikon“, auch in dem von Walther Killy herausgegebenen „Literatur Lexikon“ taucht Fischer auf und wird höchst unzuverlässig auf dem Kenntnisstand des 19. Jahrhunderts vorgestellt, biographisch wie bibliographisch voller Fehlinformationen. Völlig vergessen ist Fischer also nicht – selbst wenn es nicht leicht fällt, ihn in allgemeinen Nachschlagewerken zu finden und es sich allemal empfiehlt, nicht alles zu glauben, was dort geschrieben steht.[26]

Eine Randexistenz behauptet Fischer auch in einigen Spezialdisziplinen von Germanistik und Geschichte. Drei Beispiele mögen genügen. Die Fabelforschung kennt ihn und sein Fabelbuch von 1796 seit längerem. Karl Emmerich hat ihn und seine Fabelgeschichten in seiner Anthologie 1960 kurz vorgestellt; Klaus Doderer und andere sind ihm gefolgt.[27] Der literaturhistorischen Frauenforschung ist er zuweilen als

---

[24] Schmidt, Werwölfe, S. 294.

[25] Fischer, Reise [17], S. 492. Im Buch folgt noch ein Anhang: „Über das Reisen in Spanien“.

[26] Wilhelm Kosch Begründer, Deutsches Literatur-Lexikon, 3. völlig neu bearb. Aufl., Bd. 5, Bern 1978, S. 78f. Walther Killy (Hg.), Literatur Lexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache, Bd. 3, Gütersloh 1989, S. 387f.

[27] Dazu: Karl Emmerich (Hg.), Der Wolf und das Pferd. Deutsche Tierfabeln des 18. Jhs., Darmstadt 1960, S. 269-74; Klaus Doderer, Fabeln. Formen Figuren Lehren, Zürich 1970, S. 306; am ausführlichsten Heinz Röllecke, Die deutsche Fabel im Umkreis der französischen Revolution, in: Peter Hasubek (Hg.), Die Fabel. Theorie, Geschichte und Rezeption einer Gattung, Berlin 1982, S. 146-62.

Ehemann einer Schriftstellerin und Verfasser eines Buches über den „Umgang der Weiber mit Männern“ (1800) ins Visier geraten.[28] Die Historiographie der Universität Würzburg, an der Fischer lange Zeit als Professor angestellt, aber nur kurze Zeit als Lehrer tätig war, hat sich mit ihm beschäftigt.[29] In allen genannten Fällen galt Fischer jeweils nur ein mehr oder weniger beiläufiges Interesse.

Erst 1998, fast 170 Jahre nach seinem Tod, erschien eine Monographie von Peter Hoepgen, die Christian August Fischer gewidmet ist.[30] Mit dieser Arbeit, als Dissertation an dem Fachbereich der Sprach- und Literaturwissenschaften der Bergischen Universität Gesamthochschule Wuppertal angenommen, hat es allerdings eine eigene Bewandtnis. Sie hätte eine Pionierarbeit sein können und bietet nur allen Anlaß zu Verwunderung und Enttäuschung. Da sie bislang die einzige Arbeit darstellt, die sich ausschließlich mit Fischers Werk beschäftigt, sei hier etwas ausführlicher auf sie eingegangen.

Hoepgen will keine Biographie Fischers schreiben. Sie „kann“, heißt es ausdrücklich, „hier nicht von Interesse sein“[31]. Das ist akzeptabel, nur macht es stutzig, daß er zu glauben scheint, Fischers Leben sei „in den bio- und bibliographischen Nachschlagewerken des 18./19. Jahrhunderts mit hinreichender Genauigkeit und weitgehender Widerspruchsfreiheit erfaßt“[32]. Bedenklicher noch stimmt, daß er, ohne weitere Nachforschungen anzustellen, behauptet, es gebe nur eine „geringfügige Anzahl von Briefen“[33] aus Fischers Hand, wie auch unverständlich bleibt, daß er nicht einmal die ihm bekannten überlieferten Handschriften Fischers zur Kenntnis nimmt. Da begnügt er sich lieber mit der immer wiederkehren-

---

[28] Am ausführlichsten bei Clementine Kügler, Caroline Auguste Fischer (1764-1842). Eine Werk-Biographie, phil. Diss. Berlin 1989.

[29] Zuletzt Werner Engelhorn, Die Universität Würzburg 1803-1848. Ein Beitrag zur Verfassungs- und Institutionengeschichte, Neustadt a.d.A. 1987. In diesem Zusammenhang entstand auch die bislang umfangreichste bibliographische Erfassung der Arbeiten Fischers: Peter Michael Langhans, Personalbibliographien der Professoren der Philosophischen Fakultät zu Würzburg von 1803-1852 mit biographischen Angaben, Erlangen 1971, S. 112ff.

[30] Peter Hoepgen, Christian August Fischer. Wissenschaftler – Fabulist – Unterhaltungsschriftsteller. Untersuchungen zum Werk eines poeta minor, Trier 1998.

[31] Ebd., S. 7.

[32] Ebd., S. 1 Anm. 1.

[33] Zit. nach: ebd., S. 13.

den Klage, daß „der biographische Bereich kaum gründlicher ausgeleuchtet werden kann“[34]. Das bleibt nicht ohne Folgen.

Arglos kolportiert Hoepgen alle überlieferten Irrtümer zu Fischers Lebensgeschichte (wobei das Geburtsdatum den Anfang macht) und fügt eine ganze Reihe eigener Fehler hinzu.[35] Gravierender noch scheint, daß Hoepgen mit den Zeitumständen und Fischers Lebensbedingungen so wenig vertraut ist, daß sich manche Passagen seiner Arbeit in wahre Phantasieprodukte verwandeln. Eigentümliche Ahnungslosigkeit spiegelt sich, um nur ein Beispiel zu nennen, in Hoepgens Urteil über deutsche Professoreneinkommen. Er unterschätzt Fischers Gehalt in Würzburg gewaltig, wenn er glaubt, es mochte „als Basis der Existenz nicht hinreichen“[36]. Wer hatte damals schon ein Jahresgehalt von 1.500 Gulden! Der berühmte Schelling etwa, Würzburger Kollege zu der Zeit, verdiente weniger, und mancher subalterne Beamte nicht einmal die Hälfte. Folglich kann es auch nicht überzeugen, wenn Hoepgen „ökonomischen Zwang“[37] als Antriebsfeder für Fischers schriftstellerische Tätigkeit ausmacht; für die längste Zeit von Fischers Autorenleben sticht dieses zentrale Argument eben nicht.

Hoepgens Analyse der Veröffentlichungen Fischers, eigentlicher Schwerpunkt seiner Arbeit, fällt nicht überzeugender aus. Dessen schriftstellerisches Lebenswerk wird nicht einmal skizziert, geschweige denn gänzlich vorgestellt. Dem Problem falscher Zuschreibungen unter Pseudonym geschriebener Arbeiten stellt er sich nicht. An der Aufdekkung unbekannt gebliebener Arbeiten Fischers zeigt er sich nicht interessiert. Nur ganz erfundene Bücher, die gibt es bei ihm: Fischers „Reise von Heidelberg nach München“ ist eine nicht existente Neuentdeckung Hoepgens.[38]

Hoepgen zeichnet kein Publikationsprofil, in dem inhaltliche Schwerpunkte und deren Veränderungen zum Vorschein kämen. Eine Entwicklung im Werk kennt er nicht. Wichtige Teile der Lebensarbeit Fischers, so die zahlreichen Artikel für Zeitschriften und Zeitungen, die umfangreiche Rezensionstätigkeit, ja selbst sein Hauptwerk, die Spanien-

---

[34] Ebd., S. 51.

[35] Wenn er Fischer als „gelernte[n] Kaufmann“ vorstellt (ebd., S. 31), ihn sich unentwegt in St. Petersburg aufhalten läßt (ebd., S. 15, 19, 21) u.a.m.

[36] Ebd., S. 130.

[37] Vgl. ebd., S. 129-31, auch 180.

[38] Ebd., S. 41 und 187. Vermutlich hatte Hoepgen hierbei Fischers „Katzensprung von Frankfurt a.M. nach München“ im Sinn!

reise, das den Ruhm als Autor begründete, werden kaum einmal erwähnt, wie überhaupt die Reiseliteratur, zeit seines Lebens Fischers Hauptbeschäftigung, so gut wie nicht vorkommt.

Die zeitgenössische Rezeption des Werks bleibt unberücksichtigt. Nicht eine einzige Rezension auch nur eines Werkes nimmt Hoepgen zur Kenntnis. Dessen Wirkung und Widerhall zu Lebenszeiten interessieren ihn nicht. Worüber schreibt er überhaupt? Der Autor konzentriert sich, was ganz legitim (aber auch bequem) ist, auf die Analyse einiger Bruchstücke aus Fischers Werk. Er stellt Fischer als „Wissenschaftler" (welcher er nie war), als „Unterhaltungsschriftsteller" (der er immer zu sein versuchte) und als „Fabulist" vor (was einen winzigen Teilausschnitt aus der Unterhaltungsschriftstellerei darstellte). Die Untersuchung soll natürlich „exemplarisch" für die jeweilige Werkgruppe erfolgen. Nur wird die Beispielhaftigkeit der behandelten Arbeiten an keiner Stelle begründet. Im Gegenteil, Hoepgen beschränkt sich hier auf die „Analyse eines zufällig ausgewählten Werks"[39] oder begnügt sich dort, als er Schwierigkeiten hat, ein wissenschaftliches Werk Fischers auszumachen, mit Arbeiten, die ihm „zumindest als wissenschaftsnah"[40] vorkommen. Dabei vermengt er manch Richtiges mit vielem Fehlerhaften und häuft soviele falsche Thesen, schiefe Interpretationen und Mißverständnisse aufeinander, daß es unmöglich ist, sie an dieser Stelle alle zu korrigieren.

Genug. Letztlich ist Hoepgens Buch nur eines zugute zu halten. Es macht noch einmal darauf aufmerksam, daß die Erforschung von Fischers Leben und Werk erst ganz am Anfang steht. Unser (von Arno Schmidts Protagonisten herrührendes) Interesse an Fischer ist indes kein rein biographisches. Denn in seiner Lebensgeschichte spiegeln sich wie in einem Brennpunkt wichtige Entwicklungslinien und Konfliktfronten dieser im Umbruch befindlichen Zeit. Sein Leben verdient Aufmerksamkeit, weil es in mancher Hinsicht repräsentativ ist für die Entstehung und Entwicklung des deutschen Bildungsbürgertums an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert.

Es geht an der Wirklichkeit weit vorbei, Fischer, wie kürzlich geschehen, als Erfolgsschriftsteller vorzustellen, der zum „Angehörige(n) des saturierten, biedermeierlichen Besitzbürgertums"[41] aufsteigt. Das Gegen-

---

[39] Vgl. ebd., S. 9 mit S. 109.

[40] Ebd., S. 62.

[41] So Reinhard Wittmann, Geschichte des deutschen Buchhandels. Ein Überblick, München 1991, S. 228 – eine ansonsten unverzichtbare Darstellung.

teil ist richtig: Im Mikrokosmos seines Lebens finden sich die hart erarbeiteten Chancen, vor allem aber die Gefährdungen und Nöte eines – am Lebensende völlig verarmten – bürgerlichen Intellektuellen in einer noch immer vorbürgerlichen Zeit.

Fischer war Bürger in einer Ständegesellschaft, in der die Vorrechte des Adels und Klerus noch nicht gebrochen waren und bürokratische Absolutisten die Macht fest in ihrer Hand hielten. Er verfügte über keine ererbten Rechte und Privilegien, auch kein existenzsicherndes Vermögen oder förderliche familiäre Konnexionen. Er war gezwungen, sich eine einträgliche Stellung in dieser Gesellschaft zu erwerben (in seinem Fall: zu erschreiben) und fand nur mit Mühe (und Glück) Aufgaben und Positionen, die ihm, dem gebildeten Bürger, einem sozialen Aufsteiger dazu, offenstanden.

Allein mit seiner „Feder", seinem Talent und seiner Bildung suchte er seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, stieß dabei immer wieder an die Schranken, die bürokratisch-absolutistische Monarchie und Adelsgesellschaft dem Bürger errichtet hatten, erklomm die Karriereleiter bis zu einer Universitätsprofessur und erfuhr letztlich die Ohnmacht des Intellektuellen im Kampf mit autokratischer Obrigkeit. Als er versuchte, sich und seinen Überzeugungen treu zu bleiben, kostete es ihn Festungshaft und Amtsverlust; am Ende stand ein Leben am Rande der Armut.[42]

Fischers Lebenshaltung und Gedankenwelt sind durchweg der Spätaufklärung verpflichtet. Toleranz und Humanität, nicht zuletzt die mit naiver Selbstgewißheit beschworene Vernunft, weithin deckungsgleich mit dem 'gesunden Menschenverstand', sind ihm das Maß, das er an die Menschen und die Mächtigen seiner Zeit legt. Dabei zeigt er sich erstaunlich früh selbstbewußt und bedient sich geschickt der Mittel, welche eine mit dem Buchmarkt, mit Zeitungen und Zeitschriften entstehende Öffentlichkeit (in einem territorialstaatlich fragmentierten Deutschland) ihm bietet.

Er selbst versteht sich als eine in den europäischen Norden verschlagene „südliche Natur". Witterungsempfindlich und ewig kränklich, wie er ist, sehnt er sich lebenslang nach dem Süden Europas, nicht nur weil der ihm angenehmes Klima und reiche Natur verspricht. Zugleich ist ihm 'der' Süden identisch mit Transparenz und Rationalität; das mediterrane Licht, Helligkeit und Klarheit, scheinen ihm Gegengift gegen die

---

[42] Alle hier angeführten und folgenden Zitate sind Selbstzitate Fischers, die in der Arbeit noch ausgewiesen werden.

Mysterien des als kalt, nebulös und dunkel empfundenen Nordens. Kurz, der Süden verkörpert für ihn alles, was den verachteten Irrationalismen seiner Zeit widersteht: von den Romantikern und den neueren Philosophien, den „Philosofasten mit ihrem metaphysischen Wust", wie Fischer über Fichte und Schelling befindet, über die „Fantasterey unserer neuesten historischen Artisten" bis hin zu allen Formen theologischer Scholastik und religiösen Obskurantismus', Wunderglauben und Magnetismus nicht zu vergessen.

Als Fischers Versuche scheitern, im „Süden" (genauer im Südwesten) Europas Fuß zu fassen, zieht sich der „Südländer" auf sich selbst zurück. Er isoliert sich. Er sucht sein Heil dort, wo er es schon früh im Leben gefunden zu haben glaubt: in „Einsamkeit" und „Natur". Er führt sein Leben als „literarischer Einsiedler". Insofern bezeichnen die aktive „Feder" hier, d.h. die öffentliche, sich an ein Lesepublikum wendende und mit der Gesellschaft auseinandersetzende literarische Arbeit, und „Einsamkeit" und „Natur" dort, d.h. die Suche nach gesellschaftlichen Freiräumen, möglichst fern von Sozialkontrolle und Herrschaft, jene Pole, in deren Spannungsverhältnis sich Fischers Leben als aufgeklärter Bildungsbürger in weithin unaufgeklärten Zeiten abspielt.

In dieser Untersuchung richtet sich der Blick auf die 'Goethe-Zeit', doch nicht hinauf auf die Höhen der literarischen Olympier. Hier dominiert die Perspektive eines, wie Fischer einmal im Erschöpfungszustand schrieb, schriftstellernden „Meß-Fabrikanten". Insofern fügt sich diese Arbeit ein in die Reihe neuerer Untersuchungen, die dem in dieser Zeit entstehenden Schriftstellerberuf nachgehen, der Trivial- und Unterhaltungsliteratur, ihren Autoren und den Instituten ihrer Verbreitung, den Verlagen und Buchhandlungen, den Lesegesellschaften und Leihbibliotheken.[43]

In mancher Hinsicht muß sie darüber hinausgehen, da Fischers Leben sich nicht in der Schriftstellerexistenz erschöpfte. Große Reisen führten ihn durch Europa. Manche Jahre lehrte er als Professor der „Cultur-Geschichte und der schönen Wissenschaften", später der „Staatengeschichte und der Statistik" an der Universität Würzburg. So ist der hier unternommene Versuch, in der Chronologie der Ereignisse ein Bild von Fischers Person und Werdegang zu entwerfen, zugleich ein kleiner

---

[43] Hier sei nur eine der neueren Arbeiten angeführt: Dirk Sangmeister, August Lafontaine oder Die Vergänglichkeit des Erfolges. Leben und Werk eines Bestsellerautors der Spätaufklärung, Tübingen 1998. In dieser Arbeit findet sich die entsprechende Literatur ausführlichst verzeichnet.

Mosaikstein in einer noch zu schreibenden Kollektivbiographie des sich formierenden deutschen Bildungsbürgertums, das als Gruppe nur gelegentlich ins Gesichtsfeld rückt: in Gestalt von Freunden, Förderern, Mitarbeitern, Konkurrenten oder erbittert bekämpften Feinden. Im Zentrum aber stehen Leben und Werk des wirklich „nicht uninteressanten Chr. Aug. Fischer“.